

Glauben und Wissen in den Wissenschaften

VOLKER GERHARDT

MISSTRAUEN GEGENÜBER DEN WISSENSCHAFTEN

Vor einer Woche habe ich in Wittenberg auf einem Podium gesessen, bei dem es um das Problem der globalen Nachhaltigkeit des menschlichen Handelns ging und dabei speziell um die Frage, was denn die Kirchen tun können, um nicht nur überzeugend, sondern auch wirksam dem Eindruck entgegenzutreten, es sei schon viel zu spät, um überhaupt noch pessimistisch zu sein.

Durch den zuvor gehörten Vortrag eines führenden Mitarbeiters des Potsdamer Instituts für Klimaforschung standen die Hörer im Saal und die Diskutanten auf dem Podium mehrheitlich unter dem Eindruck, dass die Menschheit dabei sei, sich nunmehr selbst abzuschaffen. Das Bonmot von Paul Watzlawick, die Lage, sei aussichtslos, aber nicht ernst, wurde durch einen Wiener Kollegen auch gleich auf das Schönste personalisiert, indem er seinen Beitrag mit dem die größte existenzielle Katastrophe in einen persönlichen Glücksfall verkehrenden Nestroy-Wort eröffnete: »Wenn alle Stricke reißen, hänge ich mich auf.«

Später überwog der Ernst bei der Betrachtung der Lage. Von einem aufgeschlossenen Vertreter der Kirche wurde beklagt, dass Glaubenspositionen insbesondere in Expertenkreisen in Wissenschaft, Verwaltung und Politik als historisch überholt bezeichnet und beiseitegeschoben werden. Und dies nicht nur bei Fragen des kirchlichen Engagements: Auch die Prognosen der Klimaforscher würden als bloßes »Glaubensbekenntnis« abgetan.

Dass dies noch harmlos ist, wissen wir aus den jüngsten Anhörungen im amerikanischen Repräsentantenhaus. Dort haben Vertreter des neuen Präsidenten die sogenannte »Klimalobby« der Umweltforscher geradeheraus als »Stalinisten« abgetan, die, wie alle anderen Trump-Gegner, nichts anderes im Sinn hätten, als parteiliche fake-news zu verbreiten. Denn sie stellten Behauptungen über Ereignisse in einer Zukunft auf, über die es noch gar kein Wissen gebe. Diesen Missbrauch der Wissenschaft kenne man aus den Prognosen des zur Herrschaft gelangten Marxismus, der seine doktrinären Überzeugungen von der historischen Überlegenheit des Kommunismus als Ergebnis wissenschaftlicher Analysen ausgegeben habe.

SCHWIERIGKEITEN IM UMGANG MIT DEM WISSEN

Wie geht man mit derartigen Aussagen über Erkenntnisse und Schlussfolgerungen aus wissenschaftlichen Einsichten um, unabhängig davon, wer sie in die Welt setzt? Als Wissenschaftler kann man in *marches for science* auf die Straße gehen, um für den Wert und die Dringlichkeit der auf Wahrheit verpflichteten Erkenntnis zu demonstrieren. Aber damit wird man bestenfalls etwas für die Anerkennung und Förderung der Wissenschaften tun. Vielleicht kann man auch die Schließung von Universitäten oder die Austrocknung ganzer Fachgebiete verhindern. Mit seiner Demonstration tritt der Wissenschaftler zunächst jedoch nur für das Versprechen ein, gute Wissenschaft treiben zu wollen.

Gute Wissenschaft muss sich, ganz gleich, mit welchen Themen und Problemen sie sich befasst, auf objektives Erkennen verpflichten.

Wissenschaftliche Erkenntnis ist auf freie und öffentliche Nachprüfung angelegt. Sie kann sich nur auf das stützen, was man durch bestätigte Berichte aus der Vergangenheit weiß; vornehmlich aber muss sie sich auf das beschränken, was sich in den nach anerkannten Kriterien erhobenen Daten aus unparteilicher Beobachtung und kontrollierter Messung bestätigen lässt. Dieses Wissen reicht so weit und so lange es nicht durch gegenteilige Erkenntnis widerlegt ist.

Das gilt für alle Wissenschaften. Und so kann man, wenn man nicht zu dem Fach gehört, dessen Aussagen strittig sind, nur darauf vertrauen, dass ihnen solide, in umfassend angelegten, in hinreichend überprüften Verfahren ermittelte und neutral beurteilte Forschungen zugrunde liegen. Die Ergebnisse müssen vor einer Fachöffentlichkeit bestehen; und sie sollten aus einem sowohl allgemeinwissenschaftlicher wie auch öffentlicher Kontrolle unterstehenden Wissenschaftssystem stammen.

Schon dabei sind konkurrierende Absichten und Meinungen im Spiel, auf die wir vertrauen, wenn die Objektivität in Frage steht. Allein auf die Ernsthaftigkeit und den Wahrheitsanspruch der einzelnen Wissenschaftler zu vertrauen, reicht leider, so unverzichtbar sie sind, nicht aus. Auch das Wissenschaftssystem selbst ist auf kritische Kontrolle angewiesen, in die ihrerseits gegensätzliche Interessen als Garanten der Verlässlichkeit der verantwortlichen Personen und Institutionen eingelassen sind.

Letztlich sind gerade auch die Wissenschaften auf das politische System einer offenen Gesellschaft angewiesen, ein System, das über prüfende Instanzen verfügt und jedem Bürger die Chance einräumen muss, die Ergebnisse der Wissenschaften öffentlich zu befragen.

Auf ein gesellschaftliches System dieser Art, ist man als einzelner Wissenschaftler auch deshalb angewiesen, weil man nicht alles selbst überblicken kann, was im Namen der Wissenschaft als Erkenntnis vorgetragen wird. Die unerhörte und ständig wachsende Menge wissenschaftlicher Erträge nötigt jeden Forscher auf die bereits in seiner Disziplin erforderlichen *checks and balances* zu vertrauen, wobei er in der

eigenen Forschung und Lehre sein Bestes zu geben hat und dabei darauf hofft, dass auch die anderen Wissenschaftler ihr Bestes geben.

Auch dabei setzen wir auf die vielfältigen Formen der kollegialen, institutionellen und politischen Kritik. Und wo sie nicht zwanglos wirken, sind für den Notfall Sicherungen durch Leitungsgremien, Ethikkommissionen und Justiz erforderlich.

Wo aber der Einzelne allgemein über die Einsichten aus anderen Disziplinen urteilt, bleibt ihm auch als Forscher nur die Möglichkeit, sich als Bürger zu verstehen, der, gestützt auf die allgemein verfügbaren Informationen, sich seiner Urteilkraft zu bedienen hat, um sich ihr entsprechend zu verhalten. – Das füge ich nur hinzu, um kenntlich zu machen, wie wichtig es ist, sich auf eine, letztlich nur durch Vielfalt zu erreichende, verlässliche und nachprüfbare Berichterstattung durch die öffentlichen Medien stützen zu können.

Man sieht also allein mit Blick auf die Prämissen guter Wissenschaft, dass sie nicht unabhängig von politischen und gesellschaftlichen Voraussetzung sind. Wo die Bürger nicht die Freiheit haben, öffentlich zu urteilen, hat es die Wissenschaft schwer, mit ihren Ergebnissen zu überzeugen, so ungerecht das im Einzelfall gegenüber den ganz der Forschung und der Aufklärung hingegebenen Personen auch sein mag.

EIN MÖGLICHER BEITRAG DER PHILOSOPHIE

Gesetzt, man wäre ein Klimaforscher, könnte man im Streit über die angeblichen Glaubensfragen in die sachliche Debatte über die strittigen Prognosen eintreten. Wäre man Soziologe, Politikwissenschaftler oder Ökonom, hätte man sich zu fragen, wie es zur Zerrüttung der politischen Umgangsformen und des persönlichen Anstands in der öffentlichen Kultur und speziell zum Zivilisationsbruch in Washington kommen konnte.

Dabei dürfte deutlich werden, wie stark wir alle von der Debatte über »Lügenpresse« und fake-news betroffen sind. Es müsste beschrie-

ben werden, welche Gefahren der Zerfall einer von moralischer Anerkennung getragenen öffentlichen Auseinandersetzung für die Zivilgesellschaft birgt. Schließlich wäre zu betonen, wie stark wir alle von den sich mit unheimlicher Geschwindigkeit vollziehenden Verschiebungen im kulturellen Gefüge der Welt und von ihren jederzeit medial vergegenwärtigten Gegensätzen zwischen arm und reich betroffen sind. Und nicht nur die Wissenschaftler, sondern wir alle haben bis in unser eigenes Verhalten hinein zu erkennen, wie groß die moralischen und juristischen Anforderungen sind, die uns die digitalen Medien abverlangen.

Als Vertreter meines Fachs, der Philosophie, ist es mir nicht möglich, in die Erörterung der naturwissenschaftlichen Sachfragen einzusteigen, um in Kenntnis der Messungen und ihrer Extrapolation zu entscheiden, wer hier Recht hat. Ich könnte allenfalls in Frage stellen, ob selbst gesicherte naturwissenschaftliche Erkenntnisse in der Lage sein können, uns eindeutige Handlungsanweisungen zu geben und geophysikalische Prognosen abzugeben, die selbst noch für künftige Generationen gültig sind. Offen ist auch, ob es zulässig ist, aus einer Deskription der erdgeschichtlichen Veränderungen allgemein verbindliche Normen für das ökonomische und politische Verhalten der Menschheit als ganzer abzuleiten?

Als Philosoph ohnehin von der Einheit in der Vielfalt der Wissenschaften überzeugt, kann ich nur mit Interesse konstatieren, dass nach den Atomphysikern der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts nun auch die Geophysiker des 21. Jahrhunderts darangehen, sich über die bislang immer wieder behauptete Kluft zwischen Natur- und Geisteswissenschaften hinweg zu setzen.

Um nur ein Beispiel zu geben: In ihrer Option für das *Anthropozän* ziehen Chemiker, Physiker, und Meteorologen aus *deskriptiven* Befunden, weitreichende *normative* Konsequenzen. Nach dem Urteil der seit David Hume und Immanuel Kant für verbindlich gehaltenen Wissenschaftstheorie begehen sie damit einen »Kategorienfehler«, der darin besteht, aus einem Sein ein Sollen abzuleiten.

Zu dieser Frage, über die derzeit, gerade mit Blick auf die Proklamation eines neuen Erdzeitalters, viel gesprochen wird, gäbe es auch aus der Sicht der Philosophie einiges zu sagen. Kategorien, die ihren Sinn bislang nur in der Ordnung geschichtlicher Tatbestände hatten, werden nunmehr auf die Zukunft ausgeweitet. Das mit dem vor etwa zweihundert Jahren einsetzenden Siegeszug der Dampfmaschine und der alsbald folgenden künstlichen Düngung, schließlich der massenhafte Ausstoß zahlloser Abgase sowie der Mensch und Umwelt schwer belastende langlebige Müll bedrohen den Fortbestand der Menschheit.

Damit, so die Forscher, habe das *Anthropozän* begonnen, das von nun an auf etwa 15.000 Jahre geschätzt wird, in denen der Mensch die Chance haben soll, in ein Gleichgewicht mit der Natur zurückzufinden. Diese normative Prognose wirft ethische, politische und methodologische Probleme auf, zu denen die Philosophie nicht schweigen darf.

Von ihnen kann ich hier nur ein Randproblem behandeln, dass die Behauptung aufnimmt, die gegenwärtige Klimaforschung münde in ein »Glaubensbekenntnis«. Dabei frage ich nicht, ob – und gegebenenfalls wie – es uns in methodisch korrekter Weise gelingen kann, aus der deskriptiven Beschreibung eines Sachverhalts eine präskriptive Schlussfolgerung für ein von uns gefordertes Handeln zu ziehen. Ich konzentriere mich vielmehr auf die offenkundig Anstoß erregende Umsetzung einer aus empirischen Daten hochgerechneten Zukunftsprognose in eine normierende Zukunftserwartung, wie sie uns in der Geschichtsphilosophie und in den Lehren der Religion begegnet. Dabei geht es um einen für viele offenbar befremdlichen Zusammenhang: nämlich um den zwischen *Wissen und Glauben*.

GLAUBEN ALS EINSTELLUNG ZUM WISSEN

Die schlichte Tatsache, dass bloßes Wissen niemals ausreicht, um in der von uns selbst für nötig befundenen Weise zu handeln, hat *vier Aspekte*: *Erstens* ist zu konstatieren, dass auch das beste Wissen begrenzt ist und weder räumlich noch zeitlich so weit reicht, dass es sichere Ent-

scheidungen erlaubt. Wir müssen in so gut wie jedem Fall mit Gewohnheiten und Wahrscheinlichkeiten rechnen, die das für das Leben niemals zureichende Wissen komplettieren.

Zweitens haben wir uns in der Verteidigung des Wissens einzustellen, dass es sich wandelt. Wissen ist auf Vermehrung eingestellt und kann sich gerade darin auch in seinen als sicher angenommenen Beständen als ungenau, oft sogar als falsch erweisen. Das gilt nicht nur für die auf Wissen beruhenden Alltagserwartungen, sondern gerade auch für die großen Theoriekonstellationen, die in Epochen- und Paradigmenwechseln untergehen. Darauf aber können wir im Handeln erst Rücksicht nehmen, wenn sie in ihrer neuen Verbindlichkeit anerkannt sind. Doch solange kann nur in seltenen Fällen gewartet werden.

Also handeln wir normalerweise im Bewusstsein einer Unsicherheit – nicht nur mit Blick auf das Kommende überhaupt, sondern auch in der Hoffnung auf die sachliche Verlässlichkeit des bestehenden Wissens. Das mag mit Blick auf die Kenntnis der basalen Naturprozesse als ein lediglich geringes Risiko erscheinen. Bedenken wir jedoch, dass wir auch im gesellschaftlichen Kontext bei ökonomischen, juristischen und politischen, erst recht bei den persönlichen Entscheidungen einen beträchtlichen Anteil an Wissen zugrunde legen, wird deutlich wie sehr wir gerade auch als sich auf ihr Wissen stützende, rational kalkulierende Subjekte ins Ungewisse gehen.

Angesichts der in den ersten beiden Punkten herausgestellten sachlichen und zeitlichen Unzulänglichkeit des Wissens können wir der Frage nicht ausweichen, was uns überhaupt veranlasst, so beharrlich auf das Wissen zu setzen. Ist es nicht offenkundig, dass wir es als unerlässlich ansehen? Immerzu sind wir um neue Informationen bemüht, hören Nachrichten, geben Neuigkeiten weiter und sorgen dafür, dass die uns nachwachsende Generation etwas lernt. In alledem geht es immer auch um Wissen. Das zeigt sich insbesondere dann, wenn weitreichende private und berufliche Entscheidungen bevorstehen.

Doch gerade in diesen Fällen zeigt sich nicht selten schon recht bald, dass wir uns getäuscht haben – die konsultierten Fachleute nicht ausgenommen. Fragen wir, was uns trotzdem dazu bringt, weiterhin

auf das Wissen zu setzen, können wir uns zwar auf statistische Durchschnittswerte berufen, die in singulären, vor allem in existenziell entscheidenden Lagen aber unbrauchbar sind. Und so müssen wir uns wohl oder übel eingestehen, dass es ein tiefsitzendes Vertrauen in das Wissen gibt, das auch durch enttäuschende Einzelerfahrungen nicht zu zerrütten ist.

Dieses Vertrauen in das Wissen kann, selbst in den Fällen, in denen es weitestgehend durch alltägliches oder wissenschaftliches Wissen abgedeckt ist, niemals allein durch Wissen getragen sein! Stets kommt ein affektives Moment hinzukommen, das die Kräfte des Vertrauens und der Hoffnung mobilisiert und uns immer wieder von neuem überzeugt sein lässt.

Der umfassendste Ausdruck, den es für dieses Konglomerat aus Vertrauen, Hoffnung und Überzeugung gibt, ist der des *Glaubens*. Damit habe ich den *dritten Punkt* benannt: Wir müssen an das Wissen *glauben*, wenn wir ihm einen so großen Raum in der Gestaltung unseres Lebens einräumen.

Dieses unser menschliches Leben tragende *Vertrauen in das Wissen* ausgerechnet mit dem *Begriff des Glaubens* zu belegen, könnte von jedem, der das Wissen auch deshalb schätzt, weil es historisch einen großen Anteil daran hat, die Ansprüche des Glaubens zu beschränken, als hintersinnige Provokation begriffen werden. Aber mit dieser Benennung ist keine theologische Absicht verbunden. Sie hat vielmehr einen Grund, die zumindest *den* Theologen zuwiderläuft, die ihren Glauben allein auf ein *Gefühl* zu gründen versuchen.

Damit bin ich bei meinem *vierten Punkt*, der von weitreichender systematischer und historischer Reichweite ist: Der ausdrücklich so genannte Glauben geht immer schon von einem Wissen aus, dessen lebensweltliche Grenzen bereits derart bewusst sind, dass er durch den Glauben ergänzt werden muss. Das lässt sich insbesondere an den großen Religionen zeigen, die allesamt ein Fundament in Lehrsystemen haben und in Wissenstraditionen bewahrt und gedeutet werden. Der Glauben, wie wir ihn aus der Geschichte der menschlichen Kulturen kennen, ist so sehr an ein vorgängiges technisches und lebensprakti-

sches Wissen gebunden, er nimmt derart viele genealogische, welt- und naturkundliche, aber auch heilpraktische Kenntnisse in sich auf, dass es unmöglich ist, den hier – überdies vergleichsweise spät – aufkommen- den Terminus des religiösen Glaubens auf tierische und frühmenschliche Verhaltensweisen auszuweiten.

Glauben ist in einem prägnanten Sinn von vornherein mit Wissen aufgeladen und darauf angelegt, mit dem verfügbaren Wissen in einer lebensdienlichen Weise umzugehen. Darin liegt die Pointe meines vierten Punkts, der festhält, dass der Glauben eine aus der Erfahrung im Umgang mit dem Wissen stammende Einstellung zum Wissen ist (vgl. dazu Gerhardt 2010a, 2010b, 2016, 2017a).

DIE DOMINIERENDE STELLUNG DES GLAUBENS

Für den öffentlichen Umgang mit dem Wissen enthebt uns die Formel vom Glauben als einer Einstellung zum Wissen der Notwendigkeit, eine definitive Abgrenzung der deskriptiven und der normativen Anteile in den jeweiligen Wissenschaftssparten vorzunehmen.

Dass es hier Unterschiede gibt, kann nicht bestritten werden. Doch sie sind lediglich graduell. Denn es ist offenkundig, dass auch die Naturwissenschaften, allein mit Rücksicht auf ihr methodologisches Instrumentarium, nicht ohne normative Ansprüche auskommen. Die Proklamation des *Anthropozän* bedeutet hier nichts grundlegend Neues.

Wann immer eine Disziplin Wert auf ihre Qualifikation als Wissenschaft legt, muss sie davon ausgehen, dass ihre deskriptiven Aussagen überzeugen, so dass es keiner ergänzenden Gründe bedarf, ihren Aussagen zu folgen. Die Wissenschaftler dürfen ohne weitere Erklärungen annehmen, dass jeder, der ihre Erklärungen versteht, selbst beurteilen kann, dass ihm ein Schaden entsteht, wenn er ihnen nicht folgt.

Auf der anderen Seite haben auch die Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften anzuerkennen, dass sie eine Fundierung durch gesicherte Daten benötigen und dass sie nicht ohne Wahrheitsansprüche auskommen (vgl. Gerhardt 2012a, 2012b).

Die von der modernen Skepsis aufgebrachte und wirkungsvoll von Nietzsche populär gemachte Ansicht, dass unser individuelles Bewusstsein nur über einen subjektiven Geltungsraum verfügt,¹ hat im 20. Jahrhundert (vornehmlich als seine modernsten Wortführer meinten, sie seien bereits in der »Postmoderne« angekommen) zum erklärten Verzicht auf Objektivität und Wahrheit geführt.

Das mag für Aussagen gelten, die gleichsam aus der Perspektive Gottes gesprochen sind. Im Vergleich mit ihr ist es richtig und wichtig zu betonen, dass dem Menschen der Geltungsraum ewiger Wahrheiten verschlossen ist. Da es aber in der Wissenschaft gar nicht darum geht, absolute Wahrheitsansprüche einzulösen, sondern es allein um die Richtigkeit bestimmter Aussagen in Abhängigkeit vom Ziel, vom Zweck und von der eingesetzten Methode gehen kann, lässt sich auch hier nicht auf Wahrheit verzichten. Denn Wahrheit zeigt nur an, dass eine (stets auch pragmatisch verfolgte) Aussage über bestehende und konsequent gedachte Sachverhalte widerspruchsfrei möglich ist. Also kann man gar nicht anders, als am Wahrheitsanspruch wissenschaftlicher Rede festzuhalten.

Ein Weiteres kommt mit der Distanzierung von den skeptischen Konzeptionen des Bewusstseins hinzu: Sobald man davon ausgeht, dass Bewusstsein nicht das sein kann, was lediglich im Kopf einzelner Individuen vor sich geht, sondern dass es vielmehr bereits in sich selbst sozial *und* welthaltig verfasst sein muss, hat es in sich selbst bereits den Charakter einer Mitteilung.

Bewusstsein besteht niemals bloß im Selbstbezug des »Ich denke«; vielmehr ist es immer schon auf Etwas gerichtet, das es ursprünglich in der Form einer an ein »Du« oder für ein »Wir« gerichteten Mitteilung bezieht. Alles Wissen vollzieht sich in diesem Dreieck aus Ich, Welt und Gesellschaft (vgl. Gerhardt 2017b, 2001, 2012c). Ich, Welt und Gesellschaft gehören zum Wissen, ohne selbst Wissen zu sein! Auch

1 Nietzsche hat das in die anschauliche Formulierung gebracht, jeder Mensch sei für sich in seinem »Bewusstseins-Zimmer« eingesperrt (vgl. Nietzsche 1980: 877).

hier liegt der existenzielle wie der soziale Grund für das Wissen in einer vorgängigen Gewissheit, für die es im Deutschen keinen besseren Ausdruck als den des *Glaubens* gibt.

Also bleibt nicht nur unser alltägliches, sondern auch alles wissenschaftliche Wissen auf Glauben angewiesen, dem wir weder in unserem Selbst- noch in unserem Weltverhältnis entkommen.

DIE GROSSEN THEMEN DES GLAUBENS

Nachdem in aller Kürze kenntlich gemacht worden ist, dass *kein Wissen ohne Glauben* auskommt, genügt ein kurzer Blick in die *Gegenrichtung*, um zu erkennen, dass der *Glauben auf das Wissen angewiesen* ist.

Für die basale Form des Wissens überhaupt ist das bereits gezeigt: Wenn der Glauben das Wissen in seiner mitteilbaren Form trägt, wirkt in ihm bereits die *Überzeugung von der Unverzichtbarkeit des Wissens*.

Vermutlich haben sich die ersten Erfolge des Wissens bereits in der frühgeschichtlichen Genese des Bewusstseins als so vorteilhaft erwiesen, dass am lebensweltlichen Vorzug des Wissens kein Zweifel aufkommen konnte.²

Wir brauchen z. B. nur an die für die Entstehung des homo sapiens aller Wahrscheinlichkeit nach entscheidende Rolle der Domestikation des Feuers und der handwerklichen Techniken zu denken, um hier ein in das Tun eingebettetes Wissen zu unterstellen, das spätestens im sozialen Einsatz die Frühformen des Wissens als unverzichtbar erschei-

2 Der romantische Verdacht, dass die Menschheit am Wissen zugrunde geht, dürfte in dem ersten Jahrhunderttausend der menschlichen Entwicklung ziemlich befremdlich erschienen sein. Mir erscheint er, trotz der manifesten Schwächen der sogenannten Wissensgesellschaften, noch heute verfehlt, nicht nur deshalb, weil jeder Zweifel am Wissen bereits auf das Wissen setzt.

nen ließ. Allein die Weitergabe der Geschicklichkeit im Umgang mit den von Generation zu Generation vererbten Werkzeugen, setzt Kenntnisse und Fertigkeiten voraus, die sich unter der Voraussetzung sprachlicher Kommunikation in der Form des Wissens artikuliert haben dürften.

Also müssen schon die frühen menschlichen Kulturen über ein mitteilungsfähiges und Sachverhalte erschließendes Wissen verfügt haben, das mit einem sie motivierenden Glauben verbunden gewesen ist. Damit ließe sich verstehen, wie es zu einem vom Wissen ausgehenden und gleichwohl das Wissen tragenden Glauben kommen konnte. Die ursprüngliche Verknüpfung von Wissen und Glauben, die, soweit wir wissen, nicht mit einer bereits gegebenen begrifflichen Unterscheidung verbunden gewesen sein muss,³ könnte zugleich erklären, warum die Bekundung des Glaubens in der Alltagssprache heute eine derart ubiquitäre Verwendung findet: Man »glaubt«, dass der Zug pünktlich (oder wenigstens überhaupt noch) kommt, dass etwas ein gutes Ende nimmt oder auch nur, dass der eigene Vortrag verständlich ist.

Angesichts der schier unbegrenzten Vielfalt im Gebrauch des Wortes »Glauben«, ist es wichtig, neben dem *Glauben an das Wissen*, drei weitere *Verwendungsdimensionen* hervorzuheben, die es am Ende erlauben, die alles überbietende Form des *religiösen Glaubens* verständlich zu machen:

Da ist *erstens* die Überzeugung von der *Unverzichtbarkeit der Moral*; *zweitens* das gegen Widrigkeiten und Widerstände festzuhaltende *Bekenntnis zu den Menschenrechten*; und *drittens* das alternativlose Festhalten an der *Unverzichtbarkeit der Kultur*.

In allen drei Fällen haben wir zwar verschiedene Evidenzen für die Richtigkeit des Glaubens, wir haben überdies gute Gründe, *moralisch*, *human* und *kultiviert* zu sein. Aber wir verfügen über *kein sicheres Wissen*, das uns darin versichert, dass die von uns für verbindlich ge-

3 Darauf deutet das Fehlen der Differenzierung zwischen Wissen und Glauben in den frühen Dokumenten der sumerischen, semitischen und ägyptischen Sprachen hin.

haltenen Normen, positive evolutionäre oder politische Folgen für die Menschheit haben.

Für Nietzsche, Klages oder Spengler waren sie die sicheren Vorzeichen des baldigen Untergangs. Gegen diese sich freilich selbst widersprechende Annahme,⁴ haben wir gleichwohl nur den Glauben erstens an die mit der Selbstbestimmung aus eigener Einsicht und eigenen Gründen einhergehende Moral, zweitens an die Humanität und drittens an die ihre Kräfte zunehmend auf sich selbst beziehende und sich darin selbst steigernde Kultur. Fügen wir noch das diese Selbstmobilisierung des Menschen ermöglichende Wissen hinzu, haben wir am Ende vier basale Formen des Glaubens, in denen sich der Mensch über den jeweils erreichten Stand seiner Entwicklung zu erhebenden sucht.

Sie werden durch den religiösen Glauben sowohl in ihrer Reichweite wie auch in ihrer Intensität überboten und binden zugleich auch den höchsten Anteil des Wissens ein.

SÄKULARISIERUNG ALS KLÄRENDE PROZESS

Der *religiöse Glauben* galt vielen Soziologen und Gegenwartsdiagnostikern noch bis vor kurzem als Relikt einer überwundenen Epoche. In der intellektuellen Nabelschau westeuropäischer Soziologen mochte es tatsächlich so erscheinen. Aber es ist nicht so! Der islamische Terror musste erst bis in die westlichen Metropolen vorstoßen, um den modernen Säkularisten die Augen zu öffnen. Seitdem hört man das selbst-

4 Denn warum hätten diese Autoren so viel Sprach- und Schreibkultur aufbringen sollen, wenn sie wirklich überzeugt gewesen wären, dass sie richtig liegen? Meines Wissens haben sie sich auch im Alltag auch nicht wie Unmenschen aufgeführt.

zufriedene Lob der einem selbst angeblich fehlenden »religiösen Musikalität« merklich seltener.⁵

Wer im Unterschied zu den Säkularisierungsaposteln nicht davon ausging, dass die Moderne die erste wahrhaft geschichtsträchtige Epoche ist, und wer auch nur oberflächlich mit der Geschichte des Glaubens vertraut war, bedurfte dieser schrecklichen Form der Aufklärung nicht (vgl. Gerhard 2004).⁶ Aus der Sicht der Philosophie, die seit ihren Anfängen und in ihren großen Repräsentanten bis heute auf das Engste mit der Gottesfrage verbunden ist, gäbe es dazu viel zu sagen.

Ich beschränke mich auf die Bemerkung, dass man in *systematischer Perspektive* auf Gott nur verzichten kann, wenn man von dem Versuch ablässt, das *Ganze des Daseins* in Verbindung mit dem *Ganzen* zu denken, dass man allein schon *als Denkender* ist – von den *Wünschen, Erwartungen und Hoffnungen*, die man als Mensch nun einmal hat, gänzlich abgesehen.

In der Konzentration auf mein Thema, hebe ich jedoch einen *anderen Punkt* hervor: Auch der *religiöse Glaube* ist setzt ein *Wissen* voraus – und keineswegs nur das, von dem er sich abhebt und das er überschreitet.

Lassen wir einmal den aus tiefen Schichten der Natur- und Kulturschichte stammenden und gewiss in vielen Formen bis heute fortwirkenden Animismus beiseite und blicken wir nur auf das, was sich heute in selbstbewussten, in der Regel auch institutionell versicherten und weltweit in zahllosen Formen verbreiteten religiösen Glaubens ausfindig machen lässt:

Ob als Erweckungs-, Buch- oder Offenbarungsreligion sind sie sämtlich mit einer Lehre, mindestens mit einer Erzählung verbunden. Sie setzen Berichte voraus, die bereits eine Überlieferungsgeschichte

5 Jürgen Habermas hat das als einer der ersten nach dem Anschlag auf die *Twin Towers* des New Yorker *World Trade Centers* am 11. September 2001 protokolliert.

6 Der 2004 abgedruckte Vortrag wurde von mir bereits am 13. September 2001 in Würzburg gehalten.

hinter sich haben, die den Anhängern durch Verkündigung und Unterweisung von jeweils Kundigen vermittelt werden muss. Hier ist bereits viel Wissen von den Anfängen und ihren Folgen im Spiel.

Sind die Religionen, wie das für alle großen Glaubensgemeinschaften im Osten wie im Westen der Fall ist, mit Erklärungen über die Entstehung, die Beschaffenheit, den möglichen Fortbestand oder das erwartete Ende der Welt (oder aber einer ewigen Wiederkehr) verbunden, erhält das Wissen den Charakter einer Lehre, die nicht selten arbeitsteilig in Schulen oder Theologien mit den Mitteln der Wissenschaft aufbereitet wird. Sie kann sich aber auch – und dazu neigen die Religionen, ohne dass es zu ihrem Wesen gehört – dogmatisch derart aufrüsten, dass sie sich in erklärtem Widerspruch zum wissenschaftlichen Wissen zu behaupten sucht. Dann steht aber nicht ein Wissen gegen ein anderes Wissen, sondern ein lediglich behauptetes Wissen gegen ein sich auf nachprüfbare Belege und allgemeine Gründe berufendes Wissen! Das heißt: *Es handelt sich nicht um eine Opposition zwischen Wissen und Glauben.*

Der *Dogmatismus*, das ist mir wichtig, gehört nicht notwendig zum Glauben. Wohl aber gehört das *Wissen von Weltverhältnissen* dazu, ein Wissen, das einem jeden Anhänger einer Religion *seinen Grund zu seinem Glauben* geben. Er benötigt ein *Wissen von der Welt* und *von sich selbst*. Und da ihm dies, wenn er in seinen Lebenszielen nicht in den positivistischen Habitus eines Menschen zurückfallen möchte, der es sich verbietet, sich elementare Fragen seines Lebens und Sterbens zu stellen, muss er sich eingestehen, dass dieses Wissen nicht ausreicht, um auch nur die erforderliche *Sicherheit in der Lebensführung* zu haben, die man in seiner Kultur von ihm erwartet.

Und diese Sicherheit, die, wohlgemerkt, mindestens viel Wissen voraussetzt, vom dem sich gleichwohl sagen lässt, dass es nicht genügt, setzt einen bewussten Schritt über das nicht ausreichende Wissen voraus, der dennoch ein Akt der bewussten Zielsetzung unter den gegebenen Bedingungen eines Lebens ist. Von ihnen muss man Kenntnis haben!

*Religiöser Glaube*n ist damit ein auf das *Ganze eines endlichen Lebens* bezogener Akt, der im *Bewusstsein der fragilen Einheit der Person*, ihrer *geschichtlichen Lage* und ihrer *gesellschaftlichen Umstände* vollzogen wird, um eine den Gläubigen, trotz allem, erfüllende *Gewissheit im Vertrauen auf den Sinn seines Daseins* zu geben. Und auch dazu ist, das soll meine nicht ohne Umständlichkeit vorgetragene Darstellung zeigen, ein *Bewusstsein von Einheiten im Ganzen wie im Einzelnen* sowie von der *Endlichkeit des Daseins* nötig. Also kann selbst in der *gläubigen Überschreitung des sicheren Wissens durch den Glaube*n auf ein ihn tragendes *Wissen* von dem, was ihn ausmacht, nicht verzichtet werden.

Dabei ist mir der Nachsatz wichtig, dass es Menschen gibt, die ihre personale Sicherheit allein aus dem Glauben an das *Wissen*, an die *Moral*, die *Humanität* oder an die *Kultur* gewinnen. Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen, dass sie keinen Zugang zum religiösen Glauben suchen oder finden, wäre der pure Unverstand und eine Verletzung der personalen Würde des Einzelnen. Es wäre überdies ein Verstoß gegen das Menschenrecht der *Freiheit* gerade auch in religiösen Dingen.

Zu dieser Freiheit gehört auch das Recht zu glauben, dass man gar nichts glaubt oder glauben muss. Und dieses Recht wird noch nicht einmal dadurch verwirkt, dass man nicht an die Freiheit glaubt.

LITERATUR

- Gerhardt, Volker (2017a): *Der Sinn des Sinns. Versuch über das Göttliche*, 4. Aufl., München.
- Gerhardt, Volker (2017b): *Selbstbestimmung. Das Prinzip der Individualität*, 2. Aufl., Stuttgart.
- Gerhardt, Volker (2016): *Glauben und Wissen. Ein notwendiger Zusammenhang*, Stuttgart.
- Gerhardt, Volker (2012a): »Der Wert der Wahrheit wächst. Die Unparteilichkeit der Wissenschaft als Parteilichkeit für die Erkenntnis der gemeinsamen Welt«, in: *Forschung & Lehre* 5 (12), S. 360-367.
- Gerhardt, Volker (2012b): »Der Wert der Wahrheit wächst. Die Unparteilichkeit der Wissenschaft als Parteilichkeit für die Erkenntnis der gemeinsamen Welt«, in: *Glanzlichter der Wissenschaft*, hrsg. v. Deutschen Hochschulverband, Bonn.
- Gerhardt, Volker (2012c): *Öffentlichkeit. Die politische Form des Bewusstseins*, München.
- Gerhardt, Volker (2010a): »Der Glaube als Einstellung zum Wissen (1)«, in: *Christ in der Gegenwart* 31.
- Gerhardt, Volker (2010b): »Der Glaube als Einstellung zum Wissen (2)«, in: *Christ in der Gegenwart* 32.
- Gerhardt, Volker (2004): »Gott und Grund«, in: Hermann Deuser/Dietrich Korsch (Hg.), *Systematische Theologie heute. Zur Selbstverständigung einer Disziplin (Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie, Bd. 23)*, Gütersloh, S. 85-101.
- Gerhardt, Volker (2001): »Vorstellung als Form der sozialen Organisation des Leibes«, in: Ralph Schumacher (Hg.) in Verbindung mit Oliver R. Scholz, *Idealismus als Theorie der Repräsentation?*, Paderborn.
- Nietzsche, Friedrich (1980a): »Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne«, in: Ders., *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe (KSA)*, Bd. 1, hrsg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari, München, S. 873-890.

